

Nr. 295. Bromberg, den 23. Dezember 1931.

1 Mädchen, 1 Auto, 1 Hund

Roman von Ole Stefani.

(11. Fortsetzung.)

17.

Sie hielten es für das Gescheiteste, sofort mit Direktor Anderson zu beraten. Sie fuhren im schärfsten Tempo, das der nervöse Wagen hergab, nach St. Jean hinauf. Onkel Martin war nicht im Hause. Sie suchten ihn eine halbe Stunde — dann fanden sie ihn am Strande in der Gesellschaft seines Sekretärs und Lytton Praycotts.

Der Amerikaner lief schnell in die Wellen, als Tarka auf ihn losstürmte. Der Hund blieb am Strande stehen und genoß seinen Sieg unter Triumphgeheul.

Onkel Martin lag behaglich am Strand und ließ sich von der Sonne rösten.

Janet warf sich neben ihn auf den Boden, ihre Knie versagten. Anderson machte runde erstaunte Augen, aber als er endlich den Zusammenhang dessen begriffen hatte, was sie ihm mit fliegendem Atem erzählte, und als ihn eine Ahnung von der Wichtigkeit ihrer Beobachtung überkam, wurde seine Haltung immer ernster und gespannter.

„Wenn Janet sich nicht getäuscht hat", sagte Cranbourne schließlich, „so ist Martha Hope mit Mary Venor identisch. Außer Frage steht jedenfalls, daß — Zufall oder nicht — Martha Hope sich in Dieppe aufhält!"

Sie hielten in aller Eile einen kleinen Kriegsrat. Andersons Sekretär Mac Norton, zum Reden aufgefordert, schlug vor, unverzüglich Scotland Yard anzurufen und sich zu erkundigen, ob Martha Hope in London sei.

„Ausgezeichnet!" sagte Onkel Martin.

„Und dann — wenn ich raten darf, Herr Direktor — müßten wir Mr. Praycott ersuchen, sich mit der Fremdenpolizei von Dieppe in Verbindung zu setzen, um festzustellen, ob Martha Hope dort gemeldet ist."

Auch dieser Vorschlag wurde angenommen. Lytton Praycott, der eben in einiger Entfernung aus den Wellen stieg, wurde herbeigerufen. Er näherte sich, so weit er sich an Tarka heranwagte, den Janet energisch festhielt. Als er erfahren hatte, um was es sich handelte, sagte er mit entschlossener Miene seine Bereitwilligkeit zu und eilte auf seinen langen Beinen allen voran ins Schloß.

Janet war recht angegriffen und ließ es zu, daß Cranbourne sie behutsam und kräftig führte. —

Die Ereignisse, die der Nachmittag brachte, lassen sich in den Bericht zusammenfassen, den Martin Anderson abends an Violets Bett abstattete. Sie hatte darauf bestanden, daß alle zu ihr kamen und sie an den Geschehnissen teilnehmen ließen. Sie lag in einem geblümten Pyjama in den Kissen, mit ihrem rötlichen Haar um das volle glatte Gesicht, die Augen mit ängstlicher Neugierde auf den Sprecher gerichtet. Ein durchdringender Parfümgeruch erfüllte den dämmerigen Raum.

„Also, Violet", sagte Onkel Martin, „wenn du dich aufregen willst, halte ich meinen Mund. Morgen ist auch noch ein Tag."

„Nein — heute, gleich bitte! Ihr wißt alles und ich weiß gar nichts! Alle lassen mich allein, niemand kümmert sich um mich."

„Aber ich war doch alle halbe Stunden bei dir!" sagte Tante Betsy tief getroffen.

„Ich bin so allein — und Dick sehe ich jetzt zum ersten Male an diesem Tag!" Sie sah Cranbourne mit vorwurfsvollen und erregten Blicken aus ihren schönen Augen an.

„Ich wollte Sie nicht stören!" sagte der Major leise mit einer achtungsvollen Verneigung.

Sie beruhigte sich. „Also, Onkel Martin — erzähle! Über Janets Begegnung bin ich durch Tante Betsy informiert! Also — was sagt London? Was sagt Dieppe?"

„Schön — Violet — lieg aber ruhig!" Anderson war selbst ziemlich aufgeregt. Das zeigte der ungewohnte bleiche Schimmer auf seinem kräftigen Gesicht. „Ich habe nach London telephoniert — mit Inspektor Foster. Und vor einer halben Stunde hat er mich angerufen. Martha Hope ist seit Wochen auf Reisen abgemeldet, ohne Angabe eines näheren Bestimmungsortes. Ihre Abreise fällt zeitlich mit dem Termin zusammen, wo Mary Venor auf Garland's Green erschienen ist."

Alle schwiegen.

„Scotland Yard hat sich schon damals bemüht, ihr Reiseziel festzustellen", berichtete Anderson weiter. „Denn es war anzunehmen, daß sie über kurz oder lang mit ihrem Vater in Verbindung treten würde. Aber alle Nachforschungen waren erfolglos. Sie hat bei ihrer Firma einen Urlaub auf unbestimmte Zeit genommen. Weder von ihr noch von Hope hat man seitdem etwas gehört."

„Und sie war es wirklich — heute morgen in Dieppe?" fragte Violet.

„Daran ist nicht mehr zu zweifeln. Die fremde Behörde hat Mr. Praycott mitgeteilt, daß Miß Martha Hope unter ihrem wirklichen Namen in einer kleinen Familienpension abgestiegen war."

„Ist sie noch da?"

„Nein! —"

„Sie ist fort?"

Anderson nickte. „Ja. — Das ist ein Unglück. Ein Zufall. Oder ein Rätsel. — Zwei Stunden, nachdem Janet sie gesehen hatte, ist sie ausgezogen. Sie hatte nur einen Koffer mit. Auch hier hat sie nicht angegeben, wo sie hingefahren ist."

Alle blieben in mutlosem Schweigen. Violet betupfte nervös ihre Nasenspitze mit der Puderquaste. Und plötzlich sagte Onkel Martin — finster, wie Janet ihn nie zuvor gesehen hatte: „Vielleicht ist sie gewarnt worden. — Aber von wem?"

18.

Die quälenden Gedanken an die ungewöhnlichen Dinge, die um ihres Vaters Tod zu liegen schienen, verließen Janet, als sie sich ins Bett gelegt hatte. Im Gegensatz zu der vergangenen Nacht schlief sie fest und ruhig und wachte mit einem gesunden Appetit auf.

Sie kamen aber wieder, als Janet beim Frühstückstisch der Nervosität Onkel Martins gewahr wurde, der mit einer an ihm unbekannten Gereiztheit mit den Dienstboten umging.

Sie vergingen wieder während der Vormittagsstunden in den Wellen und in der Sonne auf den Felsen. Erfrischt und heiterer ging sie mittags ins Schloß.

Violet war wieder aufgestanden und Cranbourne widmete ihr wieder seine Dienste in der nachlässig höflichen Art, die er ihr gegenüber an sich hatte und der sich Violet mit ängstlicher Dankbarkeit fügte. Bei Tisch wandte er sich bei einer geringfügigen Gelegenheit unvermittelt mit einem so offenkundigen Blick voll ernsthafter Zärtlichkeit an Janet, daß sie in die größte Verwirrung geriet und wie durch einen Schleier sah, daß Violet, der keine seiner Mienen entging, um einen Schein bleicher wurde. Nichtsdestoweniger überschüttete sie Janet, als man sich vom Tisch erhob, mit einer Fülle geräuschvoller und übertriebener Herzlichkeiten, denen sich das junge Mädchen entzog, indem sie sich zu Tarka wandte.

Zu ihrem Entsetzen sah sie Mac Norton auf dem Boden knien, Tarka hielt in einiger Entfernung vor ihm und betrachtete aufmerksam das Stück Zucker, das der Sekretär ihm mit lockenden Lauten entgegenstreckte. Dabei stellte Tarka bald das eine, bald das andere Ohr auf, rührte sich aber nicht vom Fleck. Mac Norton kroch einen Schritt näher, Tarka wich einen Schritt zurück, wedelte schnell und unverbindlich, setzte sich wieder und sah wieder bewegungslos den Zucker an.

Nach einer Weile stand Mac Norton verblüfft auf und klopfte sich die Knie ab. Janet brach in ein heiteres Gelächter aus.

Der kleine Sekretär stimmte verlegen mit ein, während er Tarka zu streicheln versuchte. Der Hund wich ihm geschickt aus und lief vergnügte kleine Kreise um seine lachende Herrin.

„Ja", sagte sie, „Mac Norton, Sie müssen eigentlich wissen, daß Schotten im allgemeinen scheu zu Fremden sind. Und Tarka ganz besonders. Und das ist in diesem speziellen Falle sehr gut. Sie scheinen wenig von Hunden zu verstehen, lieber Herr, sonst würden Sie wissen, daß Zucker ihnen schadet!"

Mac Norton wurde blaß, als ob man ihn eines Mordversuchs bezichtigt hätte; er erschöpfte sich in verlegenen Entschuldigungen.

Janet lief in den Park, um sich auszulachen. Und war dann wieder begeistert, weil Tarka die Gewohnheit hatte, schnell um sie herumzuspringen, wenn sie lachte. „Das liebst du wohl?" scherzte sie mit ihm, kniete nieder und zauste ihn.

Auf einmal stand Richard Cranbourne vor ihr. Sie sah in die Höhe. Da war eine Zigarette, ein kleiner zarter Bart, eine gutgeformte Nase, vornehme graue Augen und über allem ein weicher heller Hut.

„Entzückend sehen Sie beide aus!" sagte er, nahm die Zigarette aus dem Mund und zeigte lächelnd seine Zähne.

„So!" sagte sie kurz. Ihr Lachen war wie weggewischt. Sie stand auf und wollte weitergehen.

„Darf ich Sie begleiten?"

„Ich wollte eigentlich —"

„Mrs. Gregory hat sich hingelegt."

Janet fühlte sich sogleich tief verletzt. Sie warf ihre Haare aus der Stirn, sagte: „Ich möchte gern ein bißchen allein laufen, ich danke Ihnen sehr!" — und rannte mit Tarka in den Park hinein.

Als sie sicher war, daß Cranbourne sie nicht mehr sehen konnte, blieb sie erschöpft stehen. „Unbegreiflich!" dachte sie. „Ein Mann mit solchen Manieren. Es war unheimlich taktlos. Wie er gelächelt hat, wie die Herren auf Reklameplakaten von Shave Creams! — Als ob er mich nur begleiten darf, wenn Violet sich hinlegt . . . danke vielmals, Major Cranbourne!"

Wie aus der Erde gewachsen stand Lytton Praycott vor ihr. Er hatte einen fürchterlich dicken Stock, auf den er sich stützte. „Haben Sie einen guten Lunch gehabt?" fragte er und sah sie mit seinen wasserblauen Augen unschuldig an.

Janet war noch voller Wut. „Reden Sie nicht solchen Unsinn!" fuhr sie ihn an.

Der Stock entfiel seiner Hand. „Wie?" fragte er — langgezogen und nasal.

Sie schämte sich ein bißchen. „Entschuldigen Sie, ich bin schlechter Laune. Also —", sie wollte an ihm vorbei.

„Ich wollte Sie eigentlich fragen", hielt Praycott sie auf, „ob ich nicht ein Stück mit Ihnen gehen kann."

„Oh, vielen Dank!" sagte sie überwältigt, „man reißt sich ja auf einmal um mich. Nein — danke!"

Tarka war vorausgelaufen. Jetzt kam er näher. Er kroch knurrend, immer wieder stehenbleibend, auf seinen Feind zu.

„Oh, sehen Sie", sagte der Amerikaner, ihn mißverstehend, „sie bellt schon nicht mehr. Sie fängt an, mich gern zu haben!"

„Er kann Sie nicht ausstehen!" schrie Janet empört und rannte fort. Tarka bellte noch einmal höhnisch zurück und überholte sie in tollen Sprüngen.

Lytton Praycott blieb verblüfft stehen und sah den beiden nach. Dann ging langsam ein Lächeln über sein rotes Gesicht, er hob seinen Stock auf und bummelte nachdenklich zum Schloß hinauf.

19.

Abends suchte Janet Cranbourne zu meiden, ohne daß es auffiel. Und erstaunlicherweise schien der Major sie zu begreifen. Er hatte eine etwas niedergeschlagene Miene, hütete sich, ihr zu nahe zu kommen, und sprach mit ihr nur, wenn es sich nicht umgehen ließ. Obwohl Violet wieder mit Migräne in ihrem Zimmer lag und nicht am Dinner teilnahm. Im ganzen legte er eine Zurückhaltung an den Tag, die Janet wider ihren Willen ein wenig rührte.

Onkel Martin blieb nervös. Er gestand Janet in einem Augenblick, als ihnen niemand zuhörte und als sie ihm seine Zerstreutheit vorwarf, daß ihm Martha Hopes Anwesenheit in Dieppe von allem Unerklärlichen, was geschehen war, am bedrückendsten vorkommen wollte. „Dahinter steckt etwas", sagte er halblaut, „und ich habe eine Ahnung, als wenn wir erst am Anfang einer Reihe von Überraschungen stünden. Mir ist scheußlich zumute. Komm, wir wollen uns dem Trunk ergeben! Irgend etwas muß man doch tun, nicht? Wo ist der Whisky? Außerdem —" er vertraute Janet an, er habe eine Belohnung für die Verhaftung Martha Hopes aussetzen wollen, aber die französische Polizei habe sich geweigert, sie anzunehmen — mit höflichem Hinweis darauf, daß es zur Erfüllung einer beruflichen Pflicht keiner besonderen Ermunterung bedürfe.

Sonst verlief der Abend friedlich. Onkel Martin ging ziemlich betrunken zu Bett. In der Nacht war ein Gewitter und am nächsten Tag gab es strahlenden Sonnenschein und einen fast südlich blauen Himmel. Das Meer hatte noch starke Wellen von dem nächtlichen Unwetter und Janet ließ sich mit Entzücken von ihnen tragen. Rechts in einiger Entfernung entdeckte sie im Wasser den roten Kopf Lytton Praycotts, der sich ihr nicht zu nähern wagte, und ein Stück strandaufwärts saßen Violet und Cranbourne unter einem riesigen grüngestreiften Sonnenschirm. Janet lachte heimlich vor sich hin.

Sie lag schon eine ganze Weile am Strand in der Sonne, als ein Mann auf sie zukam. Es war ein Diener vom Schloß. Er bat sie, sogleich zu Direktor Anderson zu kommen. Es sei ein Postbote da mit einem eingeschriebenen Brief für sie.

Sie raffte ihre Sachen zusammen und lief die Anhöhe hinauf.

Anderson winkte ihr entgegen. „Aus London! Von Scotland Yard!"

Sie gab schnell ihre Unterschrift und bekam den dicken Brief. Tante Betty war mit herausgekommen und legte prüfend ihre Hand auf die Schulter des jungen Mädchens, um zu fühlen, ob sie noch naß sei. „Zieh' dich um!" sagte sie.

„Bleiben wir hier draußen in der Sonne, da kann ich mich nicht erkälten!" schlug Janet vor, während sie mit den Zähnen den Brief aufriß.

Sie waren alle sehr gespannt. Es zeigte sich, daß der Umschlag zwei verschiedene Briefe enthielt: einen von Dr. Wolseley, den andern von Inspektor Foster.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte von Bimgari, dem Zauberdoktor.

Ein Erlebnis in Australien,

erzählt von **Anton E. Zischka.**

Nirgends kann die Sonne so mitleidslos niederbrennen wie in Neusüdwales. Die Schafzüchter, die hier noch geblieben sind, leben von den artesischen Brunnen. Und sonst — wer gerade nicht sehr mit Glücksgütern gesegnet ist, der lebt von den Kaninchen.

Wir hatten einen alten Kraftwagen ausgeliehen, dazu Drahtgitter und Pflöcke, ein paar alte Zelte und Wassertanks, und waren von Bimbour-Station gegen Duffer Dam gezogen, einem Wasserloch, das der Regierung gehört.

Eukalyptusgruppen, Sand, Staub und Hitze. Und dann kamen wir zu dem Damm, einem Sandhaufen, hinter dem einen halben Meter hoch schmutzig graues Wasser stand, stinkendes Wasser, mit Tausenden von Vögeln, das einzige Wasserloch in weitem Umkreis. Wir stellten das Drahtgitter auf, schön im Quadrat rings um den Tümpel, mit zwei schmalen Gängen und zwei kleinen, nur wenige Quadratmeter großen Kammern. Feinmaschige Drahtnetze mit einem Eingang wie ein Fischernetz. Nach außen breit und nach innen, dem Wasser zu, ganz schmal. Gerade breit genug, um ein Kaninchen durchzulassen.

In der Nacht kamen sie dann, Tausende, Zehntausende. Der Reichtum des Landes wird von diesen Kaninchen geliefert, den Millionen Nagern die überall den Boden unterwühlen. In der Regenzeit trinken sie natürlich ebensowenig wie Europas Hasen. Im Sommer aber, da alle Gräser vertrocknet sind, suchen die Tiere meilenweit nach Tümpeln. Sie wandern Kilometer, um an das Wasser zu kommen. Blind gehen sie in alle Netze. Auch in unsere liefen sie. Man treibt sie in die kleinen Kammern. Bricht ihnen mit einem Griff das Genick. Zieht mit kurzem Ruck das Fell ab. Man fängt in trockenen Sommern leicht 1200 Tiere in einer einzigen Nacht. Kein Filzhut auf der Welt, zu dem nicht australische Kaninchen den Pelz gelassen hätten.

Zwei Nächte währte dieses grausige Morden. Dann trafen wir Bimgari, den berühmten Zauberdoktor. Das ist ein Neger, uralt und vertrocknet, ein Mann von mindestens 80 Jahren. Klein, verschlagen. Er hat ein altes Zelt als Wohnung, ist fast nackt, schnitzt Boomerangs. Meist lebt er hier beim Wasserloch, oft aber ist er weit draußen in der Wüste, manchmal kommt er nach Bimbour, wenn er Tabak braucht. Er ist ein Zauberer. Seine Kunst allein soll das Wasser im Loch von Duffer Dam halten. Nur er kann die n[illegible] reichlich wilden Ureinwohner dazu bringen, als Führer für die Opalsucher zu dienen, als Boys und Träger. Ein geheimnisvoller Mann, der Neger Bimgari.

Wir also saßen um das Feuer. Da kam er. Ob wir nichts von Petters wüßten, dem Opalsucher? Wir wußten nichts. Bimgari nahm sein Tabakgeschenk und ging.

In derselben Nacht dann, als eben Rocky Wache hatte und wir andern schliefen, kam der grausige Wagen mit der Negerleiche. Rocky hörte ein Pferd herantraben, er weckte uns. Wir fanden ein halbverdurstetes Tier, das einen zweirädrigen Karren zog. Und dann sahen wir den Neger, nackt, mit furchtbaren Wunden, tot seit mindestens zwei Tagen. Er lag im Wagen, unter einem Mehlsack und einem alten Zelt. Welche Tragödie hatte sich da wieder in der Wüste abgespielt? Ein Weißer, der in einem Tobsuchtsanfall, wie er manchmal dem Verdursten vorausgeht, seinen Boy erschlug? Das Pferd ging den Kaninchen nach zum Wasser. Wo war der Weiße geblieben? Petters hatte doch einen schwarzen Boy gehabt?

Drei Autostunden waren bis zur nächsten Farm. Sie hatten dort ein Telephon. Aber auch den gemeinsten Verwalter in der ganzen Gegend, Hoyt, einen Mann, von dem niemand wußte, wie er zu diesem Posten kam, von dem nur der ganze Distrikt wußte, daß man sich vor ihm in Acht nehmen mußte. Dem von dem Fund erzählen?

Wir suchten Bimgari, um mit ihm über den schrecklichen Fund zu sprechen, ihn auszufragen, ihn zur Farm zu schicken. Der Zauberdoktor war verschwunden.

Drei Stunden Kampf mit Sanddünen also, mit heißem Wind und breiten Rissen, die die Hitze in die Erde sprengte. Hoyt war betrunken, wie immer. Ein toter Neger? Was ging ihn der an? Ein Weißer in der Wüste? Sollte er doch zum Teufel gehen! Nein, er wolle nicht nach dem Weißen suchen lassen, auch nicht nach Bimbour telephonieren, überhaupt nichts mit der Polizei zu tun haben. Wir gingen, gruben den Schwarzen selber ein.

Kaum aber waren wir beim Wasserloch, als am Horizont eine Staubwolke hoch kam, als lautes Dröhnen das Nahen einer Schafherde anzeigte. Und da traf auch Bimgari ein. „Hoyt hat seine Schafe hierher zum Damm treiben lassen", sagte er atemlos. „Ich großen Zauber gemacht . . . Regen kommen."

Wir hatten kaum die Gitter retten können, kaum die Ausbeute der letzten Nacht aufs Auto geworfen, als die ersten Schafe über den Damm stürzten. Hunderte folgten, drängten die ersten Tiere ins Wasser, immer neue Massen kamen und zertrampelten die Leiber der Ertrunkenen.

Bimgari sah zu. Er lachte leise vor sich hin.

Eine Stunde später war Hoyt da. Er bot uns Schadenersatz an, wollte die ruinierten Drahtzäune bezahlen. Er war plötzlich sehr freundlich. Auffällig freundlich. Aber er konnte nicht gut verbergen, daß er nur ein Interesse hatte: uns rasch vom Wasserloch wegzubringen. Wir fuhren zum Schein fort. Kamen in der Nacht wieder. Behielten das Wasserloch im Auge. Bimgari war zu uns gekommen, hatte uns darum gebeten. Nun, und dann sahen wir auch, warum.

Lange nach Mitternacht mußte es schon sein, als das Summen eines Motors hörbar wurde, als ein Wagen knapp beim Damm hielt. Ein Mann stieg aus, beugte sich zum Wasser. Die Schafe hatten den Tümpel fast leer getrunken. So fiel es dem Fremden drüben nicht schwer, einen schweren, großen Sack im Schlamm zu finden. Mühselig nur konnte der Mann ihn an Land bringen. Aber er schien noch anderes zu suchen. Lange watete er im Tümpel herum, immer den Rücken zu uns gekehrt. Dann ging er zum Auto zurück, kam mit einem andern Mann zurück. Sie trugen etwas, das wie ein Mensch aussah. Es war einer: Petters. Und dann begann die grausamste Marter, die man sich denken kann. Sie versuchten, dem gefesselten Petters irgend ein Geheimnis zu entlocken. Ein langgezogener Schrei . . . wieder einer . . . Rocky sprang auf, stürzte auf den einen Fremden. Er war noch nicht dort, ich kaum auf halbem Weg hinter ihm, als es durch die Luft sauste; einer der Männer beim Damm fiel wie vom Blitz getroffen: Bimgari hatte einen Boomerang geworfen. Wieder ein Sausen, und der zweite lag am Boden. Als wir hinkamen, erblickten wir Hoyt.

Petters war halbtot vor Durst. Man hatte ihm die Hände zusammengeschnürt und die Stricke immer enger gezogen, um ihn zum Sprechen zu bringen: Wo der zweite Sack mit Opalen sei . . .

Nun, Bimgari lachte und rauchte. Er bat uns, die beiden Verbrecher nach Bimbour mitzunehmen. Er war wirklich ein Zauberdoktor, Medizinmann seines Stammes und — Agent der Berittenen Polizei Australiens. Lange schon saß er Hoyt auf den Fersen, dessen Geschäft darin bestand, Opalsuchern nachzuschleichen, ihnen die Funde abzunehmen. Er ließ die Weißen verdursten, erschlug die schwarzen Diener. Man glaubte an Delirien, an Dramen des Durstes. Petters war ihm entkommen, er hatte seine Opale im Tümpel von Duffer Dam versteckt, Hoyt und sein Helfer aber erwischten ihn und zwangen ihn, das Versteck anzugeben. Hoyt schickte dann die Schafe, um uns zu vertreiben und den Wasserspiegel zu senken, unter dem die Opale lagen.

Wir waren von Bimgari nur als Zeugen gebraucht worden. Als Zeugen eines Dramas im australischen Busch, dessen Menschen hart und unerbittlich sind, grausam wie die glühende Sonne.

Furcht vor dem Mann.

Skizze von G. Wendt-Caspari.

Es lag sicher zum großen Teil an den unglücklichen Verhältnissen im Elternhaus, wenn Irma Mühlberg die Männer fürchtete. Denn Jahre lang hatte sie sehen müssen, wie der Vater die Mutter quälte.

Karl Mühlberg schlug seine Frau nicht. Soweit ließ man sich in seinen Kreisen nicht gehen. Vielleicht wäre es aber besser gewesen, er hätte sie mißhandelt. Vielleicht hätte das zu einer Entspannung geführt. Vielleicht würde ihm die Reue die Besinnung wiedergegeben haben. Die kalte, verächtliche Ironie, mit der er seiner Frau begegnete, die ständige Kritik, die er an ihr übte, die unverhohlene Freude, mit der er immer wieder von neuen Eroberungen berichtete, alles das fraß weit mehr, als körperliche Qual es vermocht hätte.

So glaubte Irma Mühlberg, die Männer seien alle nicht anders. Deshalb wollte sie nicht heiraten. Sie floh förmlich vor allen Männerblicken, die ihrer herben Schönheit Bewunderung zollten. Sie wollte sich eine eigene Existenz gründen, um niemals auf die Versorgung durch eine Ehe angewiesen zu sein. Sie hatte von weiblichen Wirtschaftskapitänen gehört, die in ihrem Wirkungsbereich den Männern an Einfluß und Erfolg nicht nachstanden, und sie träumte davon, sich ebenfalls einmal zu einer solchen Führerstellung aufzuschwingen und frei zu sein.

Der Beginn ihrer Laufbahn war freilich bescheiden. Ihre beschränkten Mittel zwangen Irma Mühlberg, ihre Ausbildung vorzeitig abzubrechen und sich eine Stellung zu suchen. Sie wäre am liebsten in einen Betrieb gegangen, in dem nur Frauen arbeiteten, dem eine Frau vorstand. Doch sie merkte bald, daß eine Anfängerin nehmen mußte, was sich ihr gerade bot, und nicht wählerisch sein durfte.

So bewarb sie sich um den freien Stenotypistinnenposten im Bureau eines Architekten. Sie hatte gedacht, sie würde sich einem älteren Mann gegenübersehen, und nun stand sie vor einem kaum Dreißigjährigen, der sie scharf musterte und einige knappe Fragen an sie stellte. Sie wappnete sich rasch mit dem Panzer herber Ablehnung und gab kühle, fast unhöfliche Antworten.

Deshalb wunderte sich Irma Mühlberg, als der Architekt nach wenigen Minuten sagte: „Ich denke, wir können gleich zu arbeiten beginnen." Und während sie sein erstes Diktat aufnahm, überhörte sie fast einen Satz, denn der Gedanke kehrte immer wieder: „Warum hat er dich, die Anfängerin, ohne weitere Überlegung eingestellt? Hofft er etwa, du würdest ihm mehr als eine Stenotypistin sein?" Sie fürchtete sich.

Diese Furcht beherrschte von nun an ihr tägliches Leben. Irma Mühlberg wartete förmlich auf den Augenblick, da Kurt Klöckner, ihr Arbeitgeber, die Maske höflicher Gleichgültigkeit ablegen und sich als der Frauenjäger entpuppen würde, der ihrer Ansicht nach fast jeder Mann war.

Sie beobachtete ihn scharf, um nicht unvorbereitet zu sein. Sie schrak zusammen, wenn ihr Blick dem seinen einmal zufällig begegnete und sie in seinen Augen das Begehren zu lesen glaubte. Sie duckte sich, wenn er hinter ihren Stuhl trat und über ihre Schulter hinweg auf den Brief sah, den sie gerade auf der Maschine schrieb. Jeden Augenblick erwartete sie, daß er den Arm um sie legen und sie an sich ziehen würde.

Oft war Irma Mühlberg soweit, daß sie fortlaufen, alles liegen und stehen lassen wollte, um nur dieser ständigen Angst ein Ende zu machen. Doch sie blieb, denn sie sah ein, daß sie auf die Stellung angewiesen war, und außerdem hielt sie irgend etwas, das sie selbst nicht erklären konnte.

So verging ein halbes Jahr. Doch das Gefürchtete, das täglich Erwartete, war noch nicht eingetreten. Und darum wurde nun plötzlich in Irma Mühlberg ein neues Gefühl wach: Die Frau in ihr, die sich ihrer Schönheit bewußt war, empörte sich gegen diese Gleichgültigkeit eines Mannes. Sie hatte sich derartig in den Gedanken der Abwehr gegen Kurt Klöckners Angriff hineingelebt, daß sie das Nichteintreten ihrer Befürchtungen als Beleidigung empfand. Hatte sie ein halbes Jahr in ständiger Furcht gelebt, nur um jetzt auf die Genugtuung, den Mann abweisen zu können, verzichten zu müssen?

Doch dann schienen sich Irma Mühlbergs Erwartungen zu erfüllen. Eines Tages sagte Kurt Klöckner zu ihr: „Ich habe da zwei Karten für das Theater geschickt bekommen. Aber ich weiß nicht recht, was ich damit anfangen soll." Er hielt zögernd inne. Und nun glaubte Irma Mühlberg zu wissen, was kommen mußte. Er würde sie fragen: „Wollen Sie nicht mit mir ins Theater gehen?" Die Antwort, die sie ihm geben wollte, wußte sie: „Danke! Ich gehe grundsätzlich nicht mit Herren aus."

Doch es kam anders. Denn Kurt Klöckner sagte: „Bitte, bringen Sie die Karten zurück. Ich habe heute abend keine Zeit, denn wir müssen Überstunden machen." Irma Mühlberg wußte nicht, ob sie froh oder enttäuscht sein sollte.

Am Abend waren beide allein im Bureau. Das große Geschäftshaus lag still und verlassen. Und in der unheimlichen Ruhe kroch die Angst an Irma Mühlberg hoch. Deshalb sicher hatte Kurt Klöckner die Theaterkarten zurückgegeben, deshalb nur, um mit ihr allein zu sein, um ausführen zu können, was sie seit einem halben Jahr befürchtete. Sie saß ihm gegenüber jeden Muskel gespannt, um aufspringen zu können, wenn er . . . Ach, ob es wohl wirklich so fürchterlich war, wenn er seinen Arm um ihren Nacken legte?

Sie war mit ihren Gedanken nicht bei der Arbeit. Ihre Hand schrieb mechanisch. Und dann hörte sie den Chef sagen: „Sie sind müde, Fräulein Mühlberg. Wir hören lieber auf."

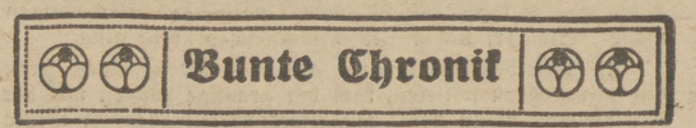
Jetzt also, jetzt! Er trat näher, stand einen Augenblick vor ihr und — wandte sich: „Gute Nacht. Schließen Sie überall gut ab!"

Als Irma Mühlberg allein war, weinte sie. Ihre Nerven? Enttäuschung? Sie wußte es nicht.

Doch nach einer fast schlaflosen Nacht war ihr Entschluß gefaßt. Sie wollte ein für alle Mal jeden Gedanken ausschalten, daß dieser Holzklotz in ihr etwas anderes sah als die Arbeitskraft.

Leider kam Irma Mühlberg nicht dazu, ihren Entschluß zur Durchführung zu bringen. Denn als sie am nächsten Morgen den Gruß des eintretenden Arbeitgebers mit kühler Verachtung beantwortete, lächelte er ein wenig unergründlich. Und dann wurde sie plötzlich von seinen beiden Armen gepackt; und sie lag widerstandslos an seiner Brust. Vielleicht wollte sie noch etwas sagen. Doch sie fand keine Zeit dazu, weil ihre Lippen schon beschäftigt waren. —

Erst nach der Hochzeit sagte Kurt Klöckner: „Ich ahnte vom ersten Augenblick an, daß wir zueinander gehörten. Doch du mußtest erst noch ein wenig erzogen werden."



* **Sonderbare Weihnachtsgeschenke.** In vergangenen Zeiten gab es manches Weihnachtsgeschenk sonderbarer Art. So erfreute Katharina die Große einst einen ihrer Günstlinge zum Fest mit der Nachricht: „Ich habe meine Kanzlei angewiesen, daß dir die Schenkungsurkunden über 45 000 Bauern und das entsprechende Land ausgestellt werden". Der vor ungefähr hundert Jahren in Frankreich lebende Kardinal Dubois ließ einst zu Weihnachten seinen Haushofmeister kommen: „Mein Lieber, in anbetracht deiner treuen Dienste will ich dir ein fürstliches Geschenk machen: Ich erlaube dir, alles zu behalten, was du Lump mir im Verlaufe des letzten Jahres gestohlen hast." Weniger hochherzig war dagegen jener Geizhals, der sich eine Woche vor Weihnachten zu Bett legte und einen Tag vor dem Fest starb, weil er keine Geschenke machen wollte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg